

VILÉM FLUSSER

Brasi- lianische Städte

1966

Der Abstand, die ironische Distanz, bietet dem brasilianischen Beobachter einen Überblick, den der Einblick, das Engagement, ihm verwehrt: Nur von Europa aus kann er die brasilianischen Städte erkennen. Erst hier wird er das begreifen, was so verschiedene Städte wie São Paulo, Rio und Brasilia gemein haben, und was sie von Rom, Zürich und München unterscheidet. Diese für mich neue Erfahrung, (denn ich habe das Land zum erstenmal nach vielen Jahren verlassen), will ich versuchen, zu beschreiben. Was ist eine Stadt? Sie ist ein Ort, an dem die Natur in hohem Grade wohnbar gemacht wurde. Das Wichtige an sol-

cher Definition ist, für den Zweck dieses Artikels, das Wort „machen“. Die Stadt ist ein gemachter Ort, ein behandelter Ort, und er trägt den Stempel der Hände, die ihn machten. Die Frage, wie Hände Natur behandeln, um sie zu Städten zu machen, ist entscheidend für das Verständnis der Städte.

Für uns in Brasilien ist die Natur ein Rohmaterial, roh im Sinne von rau, roh im Sinne von brutal, und roh im Sinne von unfertig. In all diesen Sinnen ist sie eine Herausforderung des Denkens. Sie ist das Objekt des Erkennens, weil sie in ihrer Roheit das Denken herausfordert und fordert, behandelt zu werden. Die Natur in ihrer Roheit setzt sich dem Denken entgegen, und eben als Gegensatz ist sie Gegenstand des Denkens. Sie muß bezwungen werden. Das Denken muß der Natur seine eigene Struktur aufzwingen. Städte sind vergewaltigte Natur, und darum sind sie bewohnbar. Sie sind besiegte Natur, und ich wohne in ihnen als Sieger. Das ist der Ursprung der Städte in Brasilien.

Das könnte bedeuten, daß der Brasilianer in seiner Natur nicht behaust ist; daß sie ihm feindlich und unheimlich wäre, und das ist leicht erklärlich. Erstens verfügt er nur über Jahrhunderte, und nicht, wie in Europa, über Jahrtausende, im Laufe derer die Natur erkannt und behandelt wurde. Und zweitens ist es tropische Natur, also in ihrer üppigen Tücke schwer zu bewältigen. Aber das ist nicht etwas spezifisch Brasilianisches, sondern beweist nur die „Unterentwicklung“ des Landes. Die europäischen Städtegründer haben wohl auch im Kampf mit der Natur Wälder gerodet, Vegetation niedergebrannt, und vernichtete Lichtungen eingefriedet. Jetzt allerdings hat sich der europäische Standpunkt geändert. Da nur selten Wölfe, Mücken oder unreines Wasser in die Straßen, Fenster und Wasserleitungen der europäischen Städte dringen, können die Europäer der Natur gegenüber toleranter verfahren. Sie können und sollen der Vegetation in ihren Städten Eintritt gewähren. In Form von Parkanlagen, Fensterblumen und gestutzten Pudel. Aber auch

die Brasilianer werden, in ferner Zukunft, diese Höhen erklimmen. Sie werden sich „entwickeln“:

Doch zur Zeit gestalten wir unsere Städte weder als Verwirklichungen von Naturmythen, noch mit der Hacke. Sondern als Verwirklichungen von Entwürfen der Städteplanung, und mit Bulldozern und Computern. Das gibt der Vergewaltigung, die wir an der Natur üben, vorläufig noch ein anderes Gepräge. Außerdem sehe ich keine Tendenz in Brasilien zu einer Entwicklung, wie sie Europa kannte, sondern ich sehe im Gegenteil in Europa eine Tendenz in unsere Richtung. Sind wir vielleicht, was Städte betrifft, nicht etwa unter-, sondern überentwickelt? Diese Frage weist in die Zukunft und stimmt bedenklich. Ich sagte, daß unsere Städte, zum Unterschied von den europäischen, nicht einem mythischen, sondern einem rationalen Entwurf entstammen. Sie scharen sich nicht um eine Eiche oder um eine Kirche, sondern um eine Schuhfabrik oder ein Shopping Center. Erst das rationale Denken ist der Natur eigentlich feindlich. Doch unsere Denkstruktur ist nicht quadratisch-rational. Es ist da bei uns ein besonderer Rationalismus im Kampf gegen die Natur, der an seiner eigenen Basis zweifelt. Das ist es, was ich „brasilianisch“ nenne.

Unsere Städte sind Resultate eines Kampfs zwischen Geist und Natur, wobei der Geist sich seiner eigenen Bodenlosigkeit bewußt ist. Unsere Städte sind Apparate. Ein Apparat ist der geometrische Ort von synchronisierten Werkzeugen und Maschinen. Was die Werkzeuge und Maschinen zu einer Einheit (in diesem Fall zu einer Stadt) macht, ist ihr Funktionieren. Die Bäckereien sind mit den Autobussen synchronisiert, und die Kinos mit den Banken: Sie funktionieren. Und darum sind auch die Bewohner der Städte Funktionäre. Synchronisch werden sie, des Morgens, in einer gewaltigen Systole, in die Zentren der Städte gesogen, um synchronisch wieder, des Abends, in einer brutalen Diastole, in die Vororte vertrieben zu werden. Da nützt kein unauthentisches Einbeziehen der Natur in ihren harmlosen Formen. Die Natur hat ein

anderes und den Städten fremdes Tempo. Ist diese Tendenz etwa in Europa nicht zu erkennen?

Diese Beschreibung eines urbanen Rhythmus verleitet natürlich zu der Annahme, daß das Leben in unseren Städten weitgehend, und mehr als in Europa, einem künstlichen Wechsel unterworfen ist, daß es naturfremd und „amerikanisch“ ist und daß wir eigentlich nicht mehr leben, sondern nur funktionieren. Aber das Gegenteil ist die Wahrheit. Wir glauben, wenn wir hier ankommen, unter Funktionäre zu fallen. Wie kommt das? Ich meine, bei uns ist die Natur der Feind, und darum der vorzügliche Gegenstand des Denkens. In Europa hingegen ist die Natur weitgehend verdrängt, und der primäre Gegenstand des Denkens ist die Gesellschaft. Nicht der Wolf und nicht der Typhus bedrohen den Europäer, sondern der andere, der Nebenmensch, ist ihm Wolf und Typhus. Nicht also der Natur, sondern der Gesellschaft sollen Denkstrukturen aufgezwungen werden. Nicht die Natur, sondern die Gesellschaft soll vergewaltigt werden. Das ist, glaube ich, das Problem in Europa. Und das kann man an seinen Städten sehen. Obwohl nicht geplant, sondern organisch gewachsen, funktionieren sie noch gut. Denn nicht die Stadt ist der Apparat hier, sondern ihre Bewohner. Aber wo noch die Natur der Feind ist, müssen sich die Menschen miteinander verbünden. Das macht uns trotz zweifelhaftem und verzweifelter Rationalismus noch vergleichsweise „menschlich“.

Was ich da gedanklich und mühsam als das Gemeinsame, das „Brasilianische“, an unseren Städten herauszuschälen versuchte, soll nun illustriert werden. Als erstes Beispiel São Paulo. Es liegt an den beiden Ufern eines „Anhangabaú“ genannten Flusses. Aber wo ist der Fluß? Der Fremde kann ihn nicht finden. Er fließt, zu einem Kanal degradiert, unter der wichtigsten Verkehrsader der Stadt, und über diese Verkehrsader führen nun, etwas prosaisch, unsere Brücken. Nicht über die Wellen des Flusses, sondern der Autobusse, schweifen unsere Blicke. Und an den Ufern dieses „Stroms“ erhebt sich, dem natürlichen Gebirge zum Trotz, ein anderes, gewaltigeres, das der Hochhäuser mit seinen Schluchten. In völliger Verachtung der rollenden Hochebene, so, als ob sie einfach nicht da wäre, ragt dort ein Hochgebirge aus Stahl, Glas und Lichtreklamen auf. Die Stadt hat nichts mehr mit ihrer Natur gemeinsam. Sie pfeift auf sie mit tausend Sirenen. Und wenn sie auf einen der vielen Hügel stößt, in ihrer gewal-

tigen Expansion, dann verschluckt sie ihn, und er verschwindet.

Als zweites Beispiel Rio de Janeiro, die scheinbare Gegenspielerin São Paulos. Aber, näher hingesehen, ist es nicht dasselbe? Die grandiose Stadt zwischen Bergen und Meer, zwischen Wäldern und Wasser. Aber wie liegt sie dazwischen, diese scheinbare Verherrlichung der Natur? Wie ein Sieger. Wenn ihr ein Berg nicht paßt, fällt er ins Meer. Die scheinbar naiven, linienreinen und „tropischen“ Küstenstreifen sind in Wirklichkeit die Leichen abgetragener Berge. Die besungenen Strände von Flamengo, von Botafogo und Copacabana sind geplante und aufgetragene Konstruktionen. Noch baut Rio nicht seine Berge selbst. Vielleicht weil Touristen danach noch nicht verlangen. Aber sollte einmal einer Kommission die Nase des Zuckerhuts nicht gefallen, wer will für sie garantieren? Und was die „Urwälder“ Rios betrifft, sind sie, genau besehen, künstliche botanische Gärten.

Als drittes Beispiel Brasilia, die Stadt auf den Stelzen. Von weiter Hand geplant (denn sie liegt im geographischen Mittelpunkt des Landes), ist sie wie ein Jet entworfen, und es ist tatsächlich ein Wunder, daß sie sich, vom Steppewind getrieben, der unter ihren Stützen heult, nicht in die Luft erhebt. Sie ist ein Symbol des Denkens und Wollens. Wie eine Faust schlägt sie auf die Ebene, um zu beweisen, daß der Geist alles (oder beinahe alles), vermag, wenn er nur will, und wenn er bereit ist, die Konsequenzen zu ziehen. Noch funktioniert sie nicht richtig. Aber sie wird es. Und wenn sie es tut, wird sie die Geographie (diesen natürlichen Aspekt Brasiliens) vollkommen verwandeln. Sie wird das Zentrum von den Stränden losreißen und ins Innere zerren. Schon webt sie, diese Spinne des Geistes, ihr Netz aus Schienen und Beton, aus Draht und Administration, über die riesigen Strecken unseres Landes. Der Geist im Kampf gegen die Natur als Sieger.

Und doch: In diesen Städten bemüht man sich um eine Renaissance des Lebensstils, um eine neue Kultur, mit anderen Worten. Man bemüht sich, nicht dem technologischen Wahn zu verfallen. Das sieht man an den Städten. Sie haben eine eigene „brasilianische“ Schönheit. Nicht die Schönheit des Organischen, und nicht die Schönheit des Historischen, wie die europäischen Städte. Sondern die Schönheit des Geists, der seine Grenzen zu erkennen beginnt, denn er ist durch die Rückschläge anderswo etwas bescheidener geworden. Ist er weiser geworden? Nur die Zukunft kann es lehren.